Andrew Wawn, Hg. *Northern Antiquity: The Post-Medieval Reception of Edda and Saga.* Enfield Lock, Middlesex: Hisarlik Press, 1994. 352 pages.

Kaum jemand erwartet, dem Untertitel des Buches entsprechend, einen Gesamtüberblick über die Rezeption von Edda und Saga in nachmittelalterlicher Zeit; aber meines Erachtens hätte es weniger anspruchsvoll geklungen, wenn der Herausgeber den bestimmten Artikel weggelassen hätte; die Formulierung "Post-Medieval Reception of Edda and Saga" hätte der erheblichen Diversität der vorgelegten Beiträge und ihrer weiten Streuung über viele Jahrhunderte besser entsprochen.

Von den dreizehn Beiträgen wurden, wie der Herausgeber im Vorwort schreibt, sieben ausgewählt, die als Vorträge in Workshop Seven ("The Reception of Nordic Myth, Saga, and Poetics in Later European Tradition") auf der Achten internationalen Sagakonferenz 1991 in Göteborg gehalten wurden (vier Vorträge wurden nicht aufgenommen). Die restlichen Beiträge wurden angefordert, "invited", wie es in der Ankündigung des Verlags heißt. Nach welchen engeren Gesichtspunkten da ausgewählt wurde, ist auch nach der Lektüre des Buches nicht klar.

So ist denn ebenfalls die Untergliederung in drei große Teile nicht ohne weiteres einsichtig. In Teil 1, "Scandinavia and Europe", beziehen sich drei Beiträge auf skandinavische Länder — Schweden, Norwegen und Dänemark —, der vierte auf Frankreich. Der mitteleuropäische Kulturkreis, der vor allem im deutschsprachigen Raum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert eine rege Rezeptionstätigkeit von Edda und Saga entfaltete, ist nicht vertreten, und der Herausgeber gibt keinen Hinweis auf dieses Faktum, geschweige denn eine Begründung, sondern setzt schlichtweg Frankreich für ganz Europa. In Teil 2 finden sich vier Aufsätze, die Island betreffen; Teil 3, überschrieben "The English Language Tradition", bringt fünf Essays von englischsprachigen Autoren mit sehr verschiedenen, auf Großbritannien bezogenen Themen.

Die Besprechung der einzelnen Beiträge soll nicht nach geographisch-nationalen Gesichtspunkten, sondern gemäß der Chronologie der Rezeptionsphasen erfolgen. Dieses Vorgehen gibt zugleich dem Buch eine weitere Struktur, die Lesern mit besonderem Interesse willkommen sein dürfte. Doch liegt es in der historischen Faktizität, daß ich gleich zu Anfang eine Ausnahme machen muß; denn zwei Aufsätze, deren Zeitangaben im Titel widersprüchlich erscheinen mögen, beschäftigen sich mit dem gleichen Phänomen, der Kontinuität des isländischen Sagaerzählens, und schlagen so die Brücke von der originären Kultur des isländischen Mittelalters zu den späteren Rezeptionsphasen.

Matthew James Driscoll ("Traditionality and Antiquarianism in the Post-Reformation *lygisaga*", 83–99) macht dieses Phänomen durch seinen Titel deutlich, legt aber das Schwergewicht auf die Tätigkeit eines isländischen Sagaverfassers des 19. Jahrhunderts. Von dem Pfarrer Jón Oddsson Hjaltalín (1749–1835) ist eine Liste von zehn Sagatiteln bekannt, die alle dem Genre der Märchensagas angehören, aber neu erfunden wurden. Denn neun dieser phantastischen Geschichten sind erhalten, und zwar in wenigstens zwanzig Papierhandschriften anonymer Art. Driscoll weist anhand von ausgewählten Einzelsagas nach, wie stark diese Schemaliteratur noch direkten Einflüssen aus der mittelalterlichen Literatur verhaftet ist.

Jürg Glauser ("The End of the Saga: Text, Tradition, and Transmission in Nineteenth- and Early Twentieth-Century Iceland", 101–41) setzt die Diskussion fort und wählt dazu als Ausgangspunkt einen frühen Druck von vier traditionellen Märchensagas: *Fjórar riddarasögur,* hg. Hannes Erlendsson und Einar Þórðarson (Reykjavík: Einar Þórðarson, 1852). Diese bescheidene Edition — ein Neuanfang neben der weiter betriebenen Handschriftentätigkeit — führte zu einem von Glauser mit ausführlichen Zitaten belegten Konflikt mit Benedikt Sveinbjarnarson Gröndal (1826–1907), einem Vertreter der bürgerlich-intellektuellen Schicht, der eine Edition derartig "minderwertiger" Texte hochmütig verurteilte. Anschaulich dargeboten und mit zeittypischen Illustrationen versehen, folgt dann

eine Darstellung der immer noch lebendigen Handschriftentradition, die mit circa 550 Manuskripten aus dem 19. und 20. Jahrhundert — bis 1920 — beweist, wie stark und wie lange die mittelalterliche Methode die isländische Volkskultur prägte. Der zur Ablösung führende Buchdruck beschäftigte sich weiterhin vorwiegend mit dem unterhaltenden Genre und bildete doch den Übergang zur Gattung der Isländersagas. Glauser betont die mentalitäts- und sozialhistorische Bedeutung dieses Befundes und seine ethnologische Einmaligkeit.

Der wesentliche Sprung vom Mittelalter zur Neuzeit geschah durch die sogenannte skandinavische Renaissance, die im 17. Jahrhundert voll zum Durchbruch kam. In engem Zusammenhang damit steht die Arbeit von Judy Quinn und Margaret Clunies Ross ("The Image of Norse Poetry and Myth in Seventeenth-Century England", 189–210). Die Verfasserinnen zeigen in detailreicher Ausführung, wie die international durch den Druck und die lateinische Übersetzung zugänglichen, bisher unbekannten altnordischen Texte im England des 17. Jahrhunderts von einer kleinen intellektuellen Schicht aufgefaßt und verarbeitet wurden. Es ist verständlich, daß sich das Thema der Untersuchung speziell auf Mythus und Poesie richtet; denn die Quellen, Ole Worms *Literatura runica* (1636 und 1651) und Peder Resens Editionen der *Snorra Edda* (1665) und der ersten zwei Eddalieder, *Vǫluspá* (1665 und 1673) und *Hávámál* (1665), vermittelten dazu die Impulse. Bei Ole Worm findet sich ein Poetik-Anhang, in dem zwei Beispiele altnordischer Poesie, in Runen transkribiert, bekanntgemacht wurden: *Krákumál* und Egill Skalla-Grímssons *Hǫfuðlausn.* In England erhob sich eine heftige Diskussion über den Rang freier Rhythmen gegenüber der Reimdichtung, wobei die Entstehung des Reims merkwürdigerweise der altnordischen Dichtung zugeschrieben wurde (195–203); ich nehme an, daß dabei Egills *Hǫfuðlausn,* die im (gereimten) *runhent* verfaßt ist, eine wichtige Rolle spielte, doch findet sich in der Untersuchung kein Hinweis darauf; nur in einem Zitat von William Temple ist diese Dichtung als "Ode of Scallogrim" erwähnt (202). Gestützt auf frühere Arbeiten — Ethel Seaton, *Literary Relations of England and Scandinavia in the Seventeenth Century* (Oxford: Clarendon Press, 1935; nachgedruckt New York: Blom, 1972) und, besonders hervorgehoben (189, Anm. 1), J.A.W. Bennett, "The History of Old English and Old Norse Studies in England from the Time of Francis Junius till the End of the Eighteenth Century", D.Phil. thesis Oxford University (Bodleian MS D.Phil. d.287), 1938 — ist hier aus vielen, oft nicht leicht aufzunehmenden Zitaten ein faszinierendes Mosaik gelehrter Basisarbeit entstanden. Übrigens ist in meinem Exemplar Ole Worms *Literatura runica* nicht, wie durchgehend in der Untersuchung, mit Doppel-*t* gedruckt.

An das Ende des 17. Jahrhunderts führt der Artikel von Mats Malm ("Olaus Rudbeck's *Atlantica* and Old Norse Poetics", 1–25). Aus dem voluminösen, damals teils bewunderten, zum größten Teil aber als abstrus und überheblich empfundenen Werk *Atland, eller Manheim* (1675–98) des Polyhistors Olof Rudbeck (1630–1702) (lateinischer Titel *Atlantica sive Manheim*), in dem Schweden als das Atlantis Platos und der Ursprung aller menschlichen Kultur gesehen wird, ist ein bestimmter, vorwiegend aus dem ersten Band genommener Aspekt gewählt, nämlich Rudbecks Benutzung der Poetik Snorris für seine eigene eigenwillige, selbst entworfene Poetik. Der Versuch, rationale und konkrete Züge in dem verworrenen Werk herauszuarbeiten, ist nicht völlig gelungen, da sich viele Widersprüche ergeben haben. Ich vermisse eine genaue Angabe des Originaltitels für *Atlantica* nicht nur im Text, sondern besonders bei den Angaben der Primärquellen (24). Die oben angegebenen Jahreszahlen wurden alle von mir hinzugefügt.

Jan Ragnar Hagland ("The Reception of Old Norse Literature in Late Eighteenth-Century Norway", 27–40) bringt den einzigen Beitrag zum 18. Jahrhundert, noch dazu aus den späten Jahren, als in Mitteleuropa der Enthusiasmus über Ossian und die nordische Poesie schon verebbte. Hagland selbst erklärt das Zurückstehen der Norweger auf diesem Gebiet aus der politischen und kulturellen Abhängigkeit des Landes von Dänemark und betont demgemäß den ideologisch-patriotischen Charakter der *Snorra*

Edda– und *Heimskringla*-Rezeption. Neben Christian Pram mit seinem *Stærkodder: Et digt i femten sange* (1785) stellt er vor allem Hans Jacob Wille (1756–1808) in den Mittelpunkt, sowohl Willes Biographie als auch seinen Rezeptionsbeitrag *Udtog af den nordiske mythologie, eller Othins gude-lære* (1787), eine Art Einleitung zur *Snorra Edda* mit volkspädagogischer Zielsetzung. Hagland bringt noch viele interessante Einzelbeobachtungen, meist in Verflechtung mit den Rezeptionsvorgängen in Dänemark.

Im Anschluß daran, chronologisch wie inhaltlich gesehen, berichtet Flemming Lundgreen-Nielsen über seine Grundtvig-Forschungen, die zu einem großen Teil auf Manuskriptstudien beruhen ("Grundtvig's Norse Mythological Imagery — an Experiment That Failed", 41–67). Während Nicolai Frederik Severin Grundtvig (1783–1872) als Mitbegründer der bekannten skandinavischen Volkshochschulbewegung eine bis heute andauernde Wirkung auf das dänische Geistesleben ausübte, vermochte er trotz intensiven Einsatzes sein ihm wichtigstes Ziel, die Götterwelt des Nordens für seine Gegenwart lebendig zu machen, nicht zu erreichen. In einem Einleitungsabschnitt skizziert Lundgreen-Nielsen die am Ende des 18. Jahrhunderts bestehenden rezeptions-historischen Voraussetzungen für Grundtvigs Einsatz. (Wenn er hier Heinrich Wilhelm von Gerstenberg [1737–1823] einen deutsch schreibenden Dänen nennt [43], so nehmen wir doch Gerstenberg für die deutsche Literatur voll in Anspruch, auch wenn er als Altonaer einen dänischen Paß hatte; als geborene Holsteinerin sage ich: Soll er doch beiden gehören!) In zwei Perioden seines Lebens widmete sich Grundtvig seiner selbstgestellten Aufgabe, die altnordische Mythologie in seinem Geiste zu interpretieren und als patriotisches Erbe seinen Landsleuten einsichtig zu machen. Zwei größere Werke zeugen davon: *Nordens mytologi* (1808) und unter dem gleichen Haupttitel sein völlig neu gestaltetes "klassisches" Werk von 1832 (im Aufsatz vermisse ich den dänischen Titel, *Nordens mytologi; eller, sindbilled-sprog, historisk-poetisk udviklet og oplyst*). In dieser reichhaltigen Arbeit werden für die Grundtvig-Rezeption psychologisch-biographische, patriotisch-ideologische und hermeneutische Aspekte fruchtbar gemacht.

Der relativ kurze Essay von Régis Boyer ("Vikings, Sagas, and Wasa Bread", 69–81) gibt einen Überblick über die Einflüsse des Nordens auf Frankreich von der frühen Wikingerzeit bis zur Gegenwart, dessen letzter Abschnitt unter dem Stichwort "Wasa Bread" in amüsanter Weise die grotesken Auswüchse der heutigen Reklamewelt aufzeigt. Die interessanteste Rezeptionsperiode in Frankreich war die Zeit der Romantik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (73–76); doch die von ihr entwickelten Leitbilder (73) erstarrten zu Clichés, die — wie Boyer ironisch-kritisch darlegt — bis heute nicht überwunden wurden. Von Gobineaus Rassenlehre über Nietzsches Übermensch führte eine unheilvolle Linie zu Hitlers Nationalsozialismus. Allerdings kann man Wagner nicht vorwerfen, wie Boyer impliziert, er habe die klaren Wasser der historischen Wahrheit "beschmutzt" [muddied] (69). Es läßt sich nicht bestreiten, daß Wagner durch seinen *Ring des Nibelungen* als Einziger eine weltweite Rezeption der altnordischen Mythologie bewirkt hat.

Ausschließlich in das 19. Jahrhundert führt uns der Beitrag des Herausgebers Andrew Wawn ("The Cult of 'Stalwart Frithjof' in Victorian Britain", 211–54). Auf dem Hintergrund des geistig-kulturellen Klimas der viktorianischen Periode zeichnet Wawn eine verwirrende Fülle von Ereignissen und Gestalten, wobei er oft ins Anektdotenhafte ausschweift. Als Leitfaden dient ihm die Rezeption der *Friðþjófs saga hins frækna,* die in mehrfachen Übersetzungen, Umarbeitungen und Abrissen einem damals interessierten Publikum eine recht einseitige, viel zu romantische Vorstellung von der norwegisch-isländischen Sagawelt vermittelte. Ergänzt wurde das Bild des tapferen Recken und unglücklichen, aber standhaften Liebhabers durch die poetische Umdichtung des schwedischen Klassikers Esaias Tegnér (1782–1846), die im 19. Jahrhundert Britannien (und ebenfalls Deutschland) in zahlreichen Übersetzungen entzückte. Das Thema gibt Wawn Gelegenheit, bekannte und unbekannte Gelehrte und Übersetzer mit skandinavischen Interessen vorzustellen, wie z.B. George Webbe Dasent, Samuel

Laing, William Morris und die in Britannien wirkenden Isländer Eiríkur Magnússon und Guðbrandur Vigfússon — leider fehlen die Lebensdaten. Die interessanten wissenschaftlichen Recherchen, die der Arbeit das Gerüst geben, werden aus der Bibliographie ersichtlich (247–54), die neben benutzten Manuskripten eine umfangreiche Literaturliste umfaßt. Stilistisch gesehen, handelt es sich auch in deutschem Verständnis um einen Essay. (Wir verstehen Essay und wissenschaftliche Untersuchung, oft als "Aufsatz" bezeichnet, als zwei verschiedene Genres. Ein Aufsatz richtet sich nach strengen formalen Regeln, und durchweg befleißigt man sich eines objektiven, neutralen Stils, während ein Essayverfasser sich subjektive Ideen, Begeisterung und einen schwungvollen Stil erlauben darf, auch ohne sich mit den Meinungen anderer Fachgelehrter auseinanderzusetzen.) Wawn scheut sich nicht, seiner Sprache durch heute ungebräuchliche Vokabeln ein altmodisches Flair zu geben, und formuliert auch zahlreiche eigene Wortspiele, wie zum Beispiel: "He has to win by nature what nurture has not provided" (240). Was bei einem mündlichen Vortrag gefällt, kann geschrieben als Manieriertheit erscheinen.

John Kennedy ("The English Translations of *Völsunga saga*", 285–303) legt eine Untersuchung von fünf englischen Übersetzungen der *Vǫlsunga saga* vor, eine aus dem 19. Jahrhundert: Eiríkur Magnússon und William Morris 1870, die übrigen aus dem 20. Jahrhundert: Margaret Schlauch 1930, R. G. Finch 1965, G. K. Anderson 1982 und Jesse Byock 1990. Seine beschreibende und wertende Analyse jeder einzelnen Übersetzung, die sowohl die sprachlichen Intentionen der Übersetzer als auch die Wirkungen auf das Lesepublikum berücksichtigt, zeigt eine Entwicklung von archaisch geprägtem Stilwillen zu jeweils modernerem Sprachduktus. Ein Vergleich dreier Textsorten — einer narrativen Passage, eines Passus mit direkter Rede und einer Strophe — veranschaulicht Kennedys Beobachtungen im Detail. Ich vermisse einen Hinweis auf Erik Julius Björners *Nordiska Kämpa Dater* (1737), da diese Ausgabe mit schwedischer und lateinischer Übersetzung die Grundlage für jede weitere Rezeption legte.

Einen völlig anderen, nämlich einen politisch-legalistischen Gesichtspunkt, der sich auf innerisländische Verhältnisse bezieht, bringt Jón Karl Helgason ("'We Who Cherish *Njáls saga':* The Alþingi as Literary Patron", 143–61). Im Mittelpunkt steht die Frage ob Sagaeditionen, insbesondere die der Isländersagas, der freien Presse überlassen werden könnten oder dem Patronat des Allthings unterstehen müßten — eine Frage, die im Grunde schon durch ein Gesetz von 1941/42 entschieden war, das dem Allthing ein Copyright für isländische Texte vor 1400 zugestand. Das Gesetz wurde durch eine Gruppe von Editoren, darunter Halldor Laxness, unterlaufen, welche *Laxdœla saga* und *Hrafnkels saga* in moderner isländischer Rechtschreibung für ein allgemeines Publikum herausgebracht hatten. Das Allthing, unterstützt von Gutachten der zuständigen Universitätsprofessoren, setzte sein Vorhaben durch, eine von Halldor Laxness geplante Ausgabe der *Njáls saga* durch eine von ihm sanktionierte Edition zu verhindern: *Njáls saga,* hg. Magnús Finnbogason, mit einem Vorwort von Vilhjálmur Þ. Gíslason (Reykjavík: Bókaútgáfa Menningarsjóðs og Þjóðvinafélagsins, 1944). Die innerisländischen Streitigkeiten mit ihren ideologischen, ökonomischen, macht- und prestigebedingten, ja sogar persönlich-geographischen Implikationen werden so eingehend geschildert, daß man nur sagen kann: "Das ist doch nicht zu glauben."

Anschließend folgt der Aufsatz von Jesse L. Byock ("Modern Nationalism and the Medieval Sagas", 163–87), der sich ebenfalls mit vergleichsweise junger Wissenschaftsgeschichte befaßt. Indem Byock den Isländern einen falschen Weg ideologischer Identitätssuche zuschreibt, unterzieht er die sogenannte "isländische Schule" von Universitätsprofessoren (Björn Magnússon Ólsen, Sigurður Nordal, Einar Ólafur Sveinsson, Jón Helgason [169]) mit ihrer, so von Heusler formulierten "Buchprosalehre" einer scharfen, ablehnenden Kritik. Zwei Tendenzen dieser wissenschaftlichen Rezeptionsperiode, nämlich die Einordnung der Sagaliteratur in den europäisch-christlichen Kontext des Mittelalters und die Betonung ihrer literarischen Qualitäten durch die grundsätzliche Unterscheidung von fact und fiction werden

abwertend auf den ideologischen Prozeß zurückgeführt. Soziale und historische Aspekte zu entwickeln, sei dadurch geradezu verhindert worden. Damit sei gleichzeitig der Paradigmenwechsel gekennzeichnet, der seit kurzem die ältere Skandinavistik erfaßt hat. Zweierlei möchte ich dazu anmerken. Erstens, die Ergebnisse literaturwissenschaftlicher Sagainterpretation, auch im internationalen Kontext, haben zu einer ungemeinen Bereicherung unseres Blickfeldes beigetragen; und zweitens, in der Periode zuvor, als noch Generationen von Skandinavisten relativ undifferenziert an der Historizität der Isländersagas festhielten, sind bereits viele soziale und historische Themen bearbeitet worden; ich erwähne nur Konrad Maurer, eigentlich ein Buchprosaist, der die gesamte Rechtsgeschichte entwickelt hat, und Karl Weinhold, *Die deutschen Frauen in dem Mittelalter,* 2 Bde., 2. Aufl. (Wien: Gerold's Sohn, 1882). Übrigens weist Byock selbst darauf hin, daß der vorliegende Aufsatz bereits die dritte gedruckte Version ist (165, Anm. 3).

Die zwei noch übrigen Beiträge: Sveinn Haraldsson ("'The North Begins Inside': Auden, Ancestry, and Iceland", 255–84) und Julian Meldon D'Arcy ("George Mackay Brown and *Orkneyinga saga*", 306–27) haben gemeinsam, daß sie die nordischen Einflüsse auf zwei moderne britische Autoren — W. H. Auden und den noch lebenden George Mackay Brown von den Orkney-Inseln — herausarbeiten (beide ohne biographische Daten). Haraldsson folgt einem biographischen Prinzip, indem er der einflußnehmenden Rolle des Vaters breiten Raum gibt und dann hauptsächlich die innere Entwicklung Audens, seine eigentliche Identitätsfindung auf seine "isländischen Wurzeln" zurückführt. D'Arcy stellt in erster Linie diejenigen Prosawerke Browns vor, die sich auf die *Orkneyinga saga* beziehen. Brown, ein überzeugter Katholik, verwandelt die Sagastoffe so, daß das Christentum als Sieger über den heidnischen Schicksalsglauben der Welt einen erlösenden Optimismus bringt — nicht im mittelalterlichen Sinne, sondern mit der Überzeugung eines modernen gläubigen Menschen. Beide Beiträge sind reich an sorgfältig eruierten Fakten und mit überzeugender Anteilnahme gestaltet.

Es bleibt noch eine letzte Kritik am Index, der mit Hilfe des Computers hergestellt wurde. Wie im Text so fehlen auch hier die Lebensdaten historischer Personen. Wenn ich zunächst "Merseberg" für einen Druckfehler gehalten hatte, so ergab sich bei näherer Prüfung, daß "Ditmar of Merseberg" (190, 333) wohl nach Ethel Seaton, *Literary Relations of England and Scandinavia,* Seite 368, s.v. "Ditmarus Mersebergensis", zitiert worden war: Es handelt sich um Thietmar von Merseburg, dessen bald nach 1000 geschriebene Chronik 1580 im Druck erschien und vielleicht schon den Fehler enthielt — siehe die Ausgabe mit deutscher Übersetzung: *Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon,* hg. und übers. Werner Trillmich (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1957), XXVIII. — In Anbetracht der deutschen Wissenschaftsgeschichte mutet es schon seltsam an, wenn unter den wenigen deutschen Namen ausgerechnet Kaiser Wilhelm II. und Adolf Hitler erscheinen. Schlägt man die Stellen zu Richard Wagner auf, so enthalten zwei nur das Adjektiv *Wagnerian* (64, 76), und unter Kennedys Hinweis auf Wagners Quelle — die *Vǫlsunga saga* — fehlen wichtige deutsche Arbeiten der letzten Jahrzehnte (287, Anm. 5). Nicht durch Isolation, sondern nur durch internationale Zusammenarbeit ist ein wirklicher Fortschritt in unserem Fach gewährleistet.

Das wenig konsequent bearbeitete, ungleichgewichtige Buch erweist sich in Anbetracht der Einzelbesprechungen als ein Sammelbecken für viele interessante Beiträge, aus denen sich der heutige Rezipient das ihn jeweils fesselnde Thema heraussuchen kann. Ich habe, zumal ich mich schon auf etlichen Gebieten der altnordischen Wissenschaftsgeschichte betätigt habe, fast alles mit großem Interesse gelesen und viel Neues daraus gelernt.

Anne Heinrichs